

Christsein als Fremde

Theologische Hinweise zum Leben mit und als Migranten

Dass der erste Petrusbrief in seinem einleitenden Grußwort die im römischen Reich verstreut und versprengt lebenden Christen als „Fremde“, ja sogar als „auserwählte Fremde“ anspricht, ist nichts Besonderes. Ein auch nur oberflächlicher Blick ins Neue Testament sieht Jesus als Wanderprediger, der „keinen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Lk 9,53), erkennt die Vorliebe Jesu zu den am Rande stehenden Menschen seiner Zeit, sein Staunen über den Glauben des römischen Hauptmanns, sein Gebot der Fremden- bis zur Feindesliebe und das leuchtende Beispiel des vom religiösen Establishment ungeliebten Samariters, der als einziger aus dem barmherzigen Innersten seines Wesens genau das tut, „was dran ist“.

Diese (im positiven Sinne!) „Entfremdungsstrategie“ Jesu hat natürlich ihre jüdischen Wurzeln. Berufung Gottes ist immer ein Weg ins Ungewisse, Unbekannte, ob nun bei Abraham oder einem der Propheten, der sich „weggerufen“ weiß von seiner heimatlichen Herde und wohl oft genug sehnsuchtsvoll daran zurück dachte. Auch dort, wo sich das Gottesvolk Israel „niederließ“, sollte es seinen Ursprung nicht vergessen:

„Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk. Die Ägypter behandelten uns schlecht... Wir schrie-

en zum Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr hörte unser Schreien... Der Herr führte uns...unter Zeichen und Wundern aus Ägypten, er brachte uns an diese Stätte und gab uns dieses Land, ein Land, in dem Milch und Honig fließen.“ (vgl. Deut 26, 1-10)

Die Erinnerung fand Eingang ins Glaubensbekenntnis, das immer wieder die Identität bestärken soll, von Gott aus der Fremde heraus geführt zu sein. Auch das Paschamahl stand unter dem Zeichen des eiligen Aufbruchs:

„So aber sollt ihr es essen: eure Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand. Esst es hastig! Es ist die Paschafeier für den Herrn.“ (Ex 12,11)

Die Stimmung des „hinaus geführt ins Ungewisse“ prägt auch das große Mahl Jesu am Abend vor seinem Sterben. Schnöder Verrat und die Not des Todes sind dabei wie die eine Seite der Medaille, Hingabe an alle Menschen und die Geste der Fußwaschung die andere. So wie im Johannes-Evangelium die Mahlscene nur angedeutet und an ihrer Stelle über den Sklavendienst Jesu berichtet wird, so gehören beide Geschehen auch innerlich ganz eng zusammen. Es ist Jesu Entäußerung (Philipperbrief-Hymnus!) im Kleinwerden vor dem Anderen, in der selbstlosen Hingabe. Durch diese „Gabe“ erhält der Andere Anteil an Jesus, ist nicht mehr der Andere, der Fremde, der Knecht, sondern der „Freund“

Paul
Rheinbay SAC



Der Pallottiner Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC, Jahrgang 1959, ist Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar. Seit dem Jahr 2009 steht er der Hochschule als Rektor vor. Er ist Mitglied des „Arbeitskreises Ordenstheologie“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

(Joh 15,15). Die eigentliche Heimat verlagert sich weg von einem geografisch bestimmbar Ort hin zu einer Beziehung. Dem entsprechend war Kirche in den Anfängen nicht „Ortskirche“, sondern nach jüdisch-synagogalem Modell „Beziehungskirche“; nicht Kirche von Rom, sondern viel flexibler auf Menschen bezogen: Kirche der Römer.

Diese Spannung zwischen Zuhause und Fremde prägte das Lebensgefühl vieler Christen zu allen Zeiten, besonders in Situationen der Minderheit, des Verprengt- und Verfolgt-Seins, wie wir es vor allem aus den ersten Jahrzehnten kennen. Ein uns erhaltenes Schreiben – der Verfasser des 2. Jahrhunderts ist unbekannt, richtet sich an einen Interessenten des christlichen Glaubens – bringt dieses Lebensgefühl sehr (vielleicht zu sehr?) selbstbewusst auf den Punkt:

„Denn die Christen sind weder durch Heimat noch durch Sprache und Sitten von den übrigen Menschen verschieden. Sie

bewohnen nirgendwo eigene Städte, bedienen sich keiner abweichenden Sprache und führen auch kein absonderliches Leben. Sie bewohnen Städte von Griechen und Nichtgriechen, wie es einem jeden das Schicksal beschieden hat, und fügen sich der Landessitte in Kleidung, Nahrung und in der sonstigen Lebensart, legen aber dabei einen wunderbaren und anerkanntermaßen überraschenden Wandel in ihrem bürgerlichen Leben an den Tag. Sie bewohnen jeder sein Vaterland, aber nur wie Beisassen; sie beteiligen sich an allem wie Bürger und lassen sich alles gefallen wie Fremde; jede Fremde ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde.“ (Brief an Diognet, 2. Jh., vgl. www.unifr.ch/bkv)

Diese Spannung zwischen zuhause und in der Fremde erscheint als das typische Lebensgefühl in der „Diaspora“, angefangen von der in der Apostelgeschichte berichteten Vertreibung aus Jerusalem. Es war zugleich die Möglichkeit christlicher Gemeinden, Anschluss zu finden an die griechisch-römische „Ökumene“, sich zu universalisieren, wirklich „katholisch“ im umfassenden Sinne zu werden. Mit dieser Situation verbunden war stets die besondere Sorge für die Fremden. So ausgeprägt dieses „Mit-Gefühl“ in den Anfängen war, so schwach wurde es, sobald sich die Minderheitenposition des Christentums veränderte hin zu einer „Volkskirche“ mit ausgebildeten Strukturen, mit hauptamtlichem Klerus und diakonischen Institutionen, die nicht mehr nur für die eigene christliche Gemeindegruppe, sondern für die ganze Bevölkerung „zuständig“ waren. So wie bisher alle Gemeindeglieder sich in die jesuanische Pflicht gerufen wussten, so beginnt jetzt das „Delegieren“ der

Fremdensorge an Bischof und Diakone, später dann im Mittelalter vor allem an die Klöster. Dass dies die täglichen Aufgaben des Bischofs im Verwaltungsbereich unnötig vermehrt, ja dass der Gemeinde dadurch eine Christus-Berührung entgeht – davon wissen viele kleinasiatischen Bischöfe in der nach-konstantinischen Zeit ein Lied zu singen. Berühmt ist die Predigt des Johannes Chrysostomos, in der er sich über das mangelnde Mitleid, die große Schere zwischen arm und reich in seiner Gemeinde beklagt:

„Beherzigt, dass die Juden achttausend Leviten ernährten, dazu noch Witwen und Waisen, und viele sonstige Auslagen für den Gottesdienst machten und dazu noch Kriegsdienste leisteten; jetzt hingegen muss die Kirche wegen euch und eurer Lieblosigkeit Äcker, Häuser und Mietwohnungen besitzen, Fuhrwerke, Maultiertreiber und Esel halten und eine Menge ähnlicher Dinge. Dieser Schatz der Kirche sollte in eurer Hand liegen und eure Willigkeit sollte ihr Einkommen verbürgen. In Wirklichkeit aber treten zwei Ungereimtheiten zutage: ihr habt keinen Nutzen (von dieser Lage der Dinge) und die Priester Gottes müssen sich um Dinge kümmern, für die sie nicht da sind. Konnte man nicht auch zu den Zeiten der Apostel Häuser und Felder behalten? Weshalb verkaufte man sie und verschenkte den Erlös? Weil es so besser war.“ (85. Homilie zum Matthäus-Evangelium, vgl. www.unifr.ch/bkv).

Die Gemeinde als ganze geht dadurch an der Möglichkeit vorbei, im Armen und Fremden, im Hungernden und Dürstenden Christus selbst zu begegnen, ihm einen wirklich priesterlichen

Dienst zu leisten und so auf seine hingebende Liebe zu antworten:

„Hältst du es denn nicht für etwas Großes, den Becher zu halten, aus dem Christus trinken, den er zu seinem Munde führen will? Weißt du nicht, dass es sonst nur dem Priester erlaubt ist, den Kelch des Blutes zu reichen? Ich aber, sagt der Herr, schaue da nicht so genau darauf; wenn du mir den Kelch reichst, nehme ich ihn an; und wenn du ein Laie bist, weise ich ihn nicht zurück. Auch verlange ich nicht dasselbe zurück, was ich gegeben habe, denn ich will ja nicht Blut, sondern nur frisches Wasser. Da bedenke wohl, wer es ist, dem du zu trinken gibst, und sei voll heiliger Furcht. Bedenke, dass du ein Priester Christi wirst, indem du mit eigener Hand nicht Fleisch, sondern Brot, nicht Blut, sondern einen Becher frischen Wasser darbietest. Christus hat dich mit dem Gewand des Heiles bekleidet, hat dich selbst in eigener Person bekleidet; bekleide du ihn wenigstens durch deinen Diener. Er hat dir die Herrlichkeit des Himmels verliehen; befreie du ihn wenigstens von Kälte, Blöße und Scham. Er hat dich zum Mitbürger der Engel gemacht; teile du wenigstens dein Dach mit ihm, nimm ihn wenigstens so wie deinen Diener in dein Haus auf.“ (45. Homilie zum Matthäus-Evangelium).

Die angesprochene Not findet sich wieder in vielen historischen Kontexten, auch im Heute. Das Festhalten am Eigenen führt zum Bau von Mauern, innen und außen, für Christen be-fremd-lich. Denn in vielen religiösen Bildern und Erzählungen der Moderne erscheint Jesus Christus selbst als der Ausgerandete in dieser Welt, in mehrfacher Hinsicht als der

Fremde. Als Beispiel mag das Bild „Christi Einzug in Brüssel“ von James Ensor (1889) stehen. Es ist im Internet leicht zu recherchieren: Im von sozialen Unruhen erschütterten Brüssel des 19. Jahrhunderts kommt in grellen Farben eine große maskierte Menschenmenge wie bei einem Karnevalsumzug auf den Betrachter zu – durch eine breite Straße, über der auf einer Banderole die Worte stehen: „Vive la sociale!“ Nur mühsam erkennt man in der Mitte des Bildes Jesus auf einem Esel, der mit einigen wenigen seiner Getreuen von rechts nach links, also quer zur Prozession und gegen die Leserichtung des Bildes, reitet. Wie verloren, fremd, unbeachtet wirkt er. Ensor verleiht in diesem monumentalen Bild (2,5 x 4 m!) Jesus seine eigenen Gesichtszüge, sieht sich also auch selbst in der Position des Anderen, des Fremden, Unerkannten.

Dass Christen wieder aufbrechen, in die Fremde gehen müssen, um dort Christus

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

neu zu erfahren, an diese Bereitschaft appelliert unermüdlich Papst Franziskus. Dabei ist eine seiner sprechendsten Szenen die Fußwaschung, nicht begrenzt auf den inneren kirchlichen Kreis, sondern bewusst an Orten und Personen, die quer zur Erwartungshaltung an einen Papst stehen. Zu diesen Orten gehört auch Lampedusa – die Insel, die weltweit zum Symbol geworden ist für im Mittelmeer gescheiterte Flüchtlinge und für solche, denen erst einmal die weitere Reise nach Europa verwehrt wird. Diesem Ort galt

die erste Reise des Papstes überhaupt. Nun ist gerade hier ein Migrationsprojekt der Internationalen Vereinigung der Ordensoberinnen (UISG) präsent. Es wurde anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Vereinigung ins Leben gerufen, um Christus in den dort Gestrandeten zu dienen, die Augen nicht zu verschließen vor den Risiken und dem oftmaligen tragischen Scheitern der Überfahrt auf offener See mit quasi zum Untergang verurteilten Booten und sich aus der Verantwortung stehlenden Schleppern.

„Das Migrantenprojekt in Sizilien entstand nach der Katastrophe von Lampedusa, als zwei Schwestern, Koordinatorinnen in ihren jeweiligen Gemeinschaften, folgende Frage stellten: Was können wir als geweihte Frauen tun, um auf den dringenden Ruf der Migranten zu reagieren? Diese Frage fand ein sofortiges Echo bei den Mitgliedern des UISG Vorstands, die sich fragten, was für ein konkretes Solidaritätsprojekt könnten wir anlässlich der Feier des Jubiläums der UISG (1965–2015) ins Leben rufen? Als sie von dem Vorschlag hörten, reagierten viele Generaloberinnen begeistert: einige stellten dem Projekt Schwestern zur Verfügung, andere boten eine finanzielle Unterstützung an. Das Projekt ist eine Antwort auf die Einladung von Bischof Franco Montenegro, Bischof der Erzdiözese Agrigento und wird vom Bischof der Diözese Caltagirone, Bischof Calogero Peri unterstützt. Die Schwestern sollen in einer interkongregationalen, internationalen und interkulturellen Gemeinschaft leben und in zwei Häusern wohnen. Zum Projekt gehören zehn Schwestern: zwei aus Indien, zwei aus Eritrea, eine ist aus dem

Kongo, eine aus Äthiopien, eine kommt aus Argentinien, eine ist Italienerin, eine Französin und eine ist Polin. Nach einer Zeit der Ausbildung kamen sie am 14. Dezember 2015 in Sizilien an. - „Wir gehen auf Zehenspitzen und sind achtsam und aufmerksam, um auf die Bedürfnisse zu hören und danach gemeinsam mit unseren Partnern vor Ort ein Ad-hoc-Projekt zu entwickeln, das die Rechte und die Würde der Personen, die in unserem Land ankommen, respektiert.“ (Englischer Text auf der Website der UISG / Mission / Migrants)

Ich möchte schließen mit einem Hoffnungsbild, das vielen Lesern wohl bekannt sein dürfte: „Das Mahl mit den Sündern“ von Sieger Köder, gemalt 1973 im Speisesaal des Ferienhauses S. Pastore des römischen „Germanicum“ (vgl. die Entstehungsgeschichte des Bildes, beschrieben vom Künstler selbst, in: Geist und Leben 2(2002) 135-141). Hier sitzen innerlich und äußerlich Arme am Tisch, verletzte, nicht gesellschaftsfähige.

„Er gibt sich mit Sündern ab und isst sogar mit ihnen“ (Lk 15,2). Auch ein Clown ist dabei und auch – ja – eine gut situierte Römerin. Der Gastgeber fehlt, es sind nur seine Hände zu sehen am unteren Rand des Bildes, an der Stelle des Betrachters, den das Bild aufruft, den sich verschenkenden Herrn zu vergegenwärtigen. An der Wand neben dem Tisch sind wie mit Bleistift gezeichnet zwei ähnliche und doch so verschiedene Szenen gezeichnet: Zwei Menschen, die sich umarmend übereinander beugen; daneben ein dritter, verschlossen in sich, mit verschränkten Armen: die Schlusszene vom Gleichnis des verlorenen Sohnes, der Antwort auf die Entrüstung über sein Verhalten, im selben Kapitel des Lukas-Evangeliums. Der eigentlich verlorene ist der, welcher nicht auszieht, sich nicht der Umkehr aussetzt, sondern sich über das Verhalten Jesu gegenüber dem Fremden entrüstet. Dass es auch anders gehen kann, zeigt in lebendigen Farben die „globale Mahlgemeinschaft“ am Tisch.



Sieger Köder, Das Mahl mit den Sündern, © Sieger Köder-Stiftung Kunst und Bibel, Ellwangen